Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rechnet werden muß. Es geht heute nicht mehr an, sich über sie geringschätzig hinwegzusetzen. Der Einfluß der öffentlichen Meinung unter der Vorherrschaft der Gesellschaft ist ein gewaltiger. Er wird noch gesteigert, je stärker die Bedeutung der Gesellschaft gegenüber den Gemeinschaften wird. Die Klage, die vielfach laut wird, man könne sich im kulturellen Leben, in Politik und Wirtschaft, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nur durchsetzen, wenn man die öffentliche Meinung für sich habe, dürfte ein Beweis des Gesagten sein. — Gleichwohl werden starke Naturen die öffentliche Meinung zu lenken verstehen.

Karl Ingold.

Bücher Rundschau

Kunst des fernen Ostens.

Kunst des fernen Ostens. 15 Farbtafeln alter Meister, mit Einführung von Otto Fischer. Iris-Verlag, Bern.

Nach Zusammenbruch der fast fieberhaften Erzeugung von großen und teuren Kunstbüchern, wie sie vor zehn Jahren im Schwange war, wagten sich vor einiger Zeit die billigen hervor, welche jetzt eine neue Blüte des deutschen Kunstbüchermarktes anzubahnen scheinen. Die allgemeine Krisennot hat hier ganz Erstaunliches zu leisten gelehrt. Was der neugegründete Berner Verlag bietet, scheint in dieser Hinsicht kaum noch zu überbieten; und die Begrenzung des Umfangs ist wohl bei dem vorliegenden Buche nicht nur eine von außen her diktierte, sondern ist dem Gegenstande besonders angemessen. Obwohl es sich um erstklassige Sachen ganz vorwiegend aus dem eigentlichen schöpferischen Land dieses Kunstgebietes, China, und aus den eigentlich schöpferischen Kunstperioden desselben handelt, die wie in Europa etwa zwischen 1000 und 1800 liegen — so ist doch die weise Beschränkung auf eine mäßige Anzahl hervorragender Werke hier für den Europäer, der nicht fachlicher Kenner ist, wohltuend. Gar zu leicht verschwimmt ihm sonst alles in eine ungegliederte Einheit. Sowieso ist dies Reiz und Gefahr der Betrachtung von allen Kulturen, die dem Betrachtenden fernstehen. Wer etwa ohne besondertes Interesse und Wissen ein asiatisches Kunstmuseum wie das Musée Guimet in Paris durchwandert, behält nicht viel anderes im Kopf, als den Eindruck eines einheitlichen geistigen Komplexes, der in seiner ungeheuren Fremdheit für den Europäer keinen Einfallspunkt darbiete und im ganzen etwas Beängstigendes behält. Zweifellos würde es auch einem feinfühligen, aber nicht näher unterrichteten Asiaten ähnlich gehen, der in einem Museum europäischer Kunst von frühchristlichen Reliefs bis zu den Gemälden des französischen Rokoko fortginge und auch dabei vor allen Unterschieden eine große Gleichförmigkeit erleben würde. Trotzdem bleibt da ein Unterschied. Die Spannweite der asiatischen Kunst ist zweifellos geringer als die der europäischen. Es fehlt der ersteren weitgehend das differenzierende Hauptproblem, der Mensch in der kräftigen Eigen-Durchbildung, die ihn von den Dingen absetzt, aus der großen Einheit der Welt herauslöst und zum Bewußtsein seiner selbst als eines Mikrokosmos hinzwingt. Obwohl in der vorliegenden Auswahl die Figurenbilder Ostasiens, in denen der Mensch mehr als Staffage ist, ganz fehlen, und nur Landschaften, Tier- und Blumenbilder geboten werden, so können wir deutlich die passive Rolle des asiatischen Menschen gerade auch daran studieren, wie hier Natur keinen Raum für eine selbständige Entfaltung läßt. Zwar sind Tiere und Blumen mit wunderbarer Andacht zum Kleinsten, zarter Ehrfurcht vor der gegebenen Gestalt des Unscheinbarsten wiedergegeben; aber sie sind nirgends in Gegensatz zur Welt und in sich selbst hinein gelangt, sie schauen uns aus unerlösten Rätselaugen an, durch die widerstandslos der große Pan hindurchatmet. Der Sinn für die Atmosphäre, für das Musikalische und Strömende, das um die Dinge ist, bedeutet zwar auf den ersten Blick ein subjektives und stimmungsmäßiges Element; aber, schauen wir näher hin, so verwellt es doch in ein Objektives, weil der Mensch als möglicher Beziehungspunkt fehlt. Die Hingabe des Künstlers ist eine so vollständige, daß auch die Aufnahme jenes Lyrischen, daß sogar die Dinge selber darin wie ein

Traum erscheinen, wie ein Dastehen und Warten, welches kaum aus dem Urnebel sich mit zager Gebärde herausgelöst hat und schon wieder gewärtig ist, in ihn zurückgeschlungen zu werden. Duft und Nebel, der alles trägt, verbindet, und auch von sich selber trennt, von allem Zu-sich-selbst-kommen, das ist hier überall das einzig Gebietende. Und indem sich ihm alles einfügt, ist das ganze bunte Gewebe der Welt nur wie ein wallender Schleier, von dem wir jeden Augenblick erwarten können, daß er uns vor den Augen verweht, zerblättert, hinschleißt, wie eine zarte Seidenhaut, wie ein stoffloser atmosphärischer Dunst mit seinen farbigen Lichtbrechungen; — wenn nämlich eine Welle aus der Wirklichkeit hereinzieht und den Lebenstrieb vernichtend in sich selbst zurücktreibt, der den Schleier der Maja vor seinen Augen sich selbst gewoben hat. Und die Wirklichkeit, das ist für den Asiaten in irgendeinem Sinne immer das Nein zu all diesen Trieben und Verdinglichungen und zu allem farbigen Abglanze, möge er es auch sonst näher bestimmen, wie er wolle. Das scheidet uns und unsere Kunst recht tief von der Kunst Asiens. So wunderbar und einzigartig aus jener Einstellung heraus geschaffen worden ist, die uns hier vor Augen geführt wird — hat es doch keinen Sinn, sich in solche Bilder in allzu zudringlicher Weise mit unserem zerfahrenen und überspitzten abendländischen Individualbewußtsein hineinzufühlen. Aber es hat auch keinen Sinn, alles, was uns als Abendländern Schicksal ist, hartes und beglückendes Schicksal, vor der verschwebenden Seelenhaftigkeit jener Geisteslage aufzugeben und zu verleugnen. Wissen wir das aber, so können uns solche Kunstwerke, nunmehr richtig betrachtet, schönste Bereicherung schenken, und so sei die Veröffentlichung des verheißungsvollen Berner Unternehmens dringlichst empfohlen. Erich Brock.

Die Odyssee Deutsch.

Leopold Weber: „Die Odyssee Deutsch". Mit 10 Abb. München 1936, Callwey & O. Oldenbourg.

Übertragungen, oft wahre Neudichtungen der unvergänglichen hellenischen Epen und Tragödien mehren sich. Eben erst schenkte uns Emil Staiger in Zürich eine ergreifende Verdeutschung des „Königs Oedipus". Auch L. Weber ist in der Schweiz kein Unbekannter. Begeistert liest unsere Jugend seine Fassung germanischer Mythen, der Edda, Dietrichs von Bern, Gudruns, Walther und Hildgunds. Dem Freund Kreidolfs, Büchlis, Weltis verdanken wir nun auch eine deutsche Odyssee, „deutsch" nicht bloß im Sprachgewand, vielmehr im Wesen. Weber selbst kommt dem Einwand zuvor, Homer so frei nachgedichtet zu haben: er will die Ehrfurcht vor dem Gewordenen mit der Ehrfurcht vor dem Werdenden, das heißt vor der unversieglich weiterquellenden Schöpferkraft des Lebens verbinden. Mit bewundernder Liebe erfüllt ihn das im Grunde verwandte Schicksalsempfinden altgriechischer Seele mit der deutschen; ihm sind beide Geschwister des gleichen „nordischen" Geistes.

Eine solche Dichtung sollen wir „besprechen", wohl gar tadeln? Es erschiene uns nicht anders denn das Gekläff eines Thersites gegen die Helden. Fern von uns sei die Anmaßung, Nickerchen Homers — und Webers — belauschen zu wollen. Die deutsche Odyssee liest sich herrlich. Erinnerte der Klang von Namen nicht an eine Ferne, sie könnte als heimisches Volksbuch gelten und wie ein solches von allen gelesen werden. Ein wärmstes Lob! Doch birgt es ein Doppelgesicht: Homers Züge treten etwas zurück. Webers Dichtung beweist uns, daß der homerische Urtext uns unantastbarer vorkommt als etwa die Stoffe der griechischen Tragiker. Vor Goethes „Iphigenie" verblaßten die Urfassungen. Bei Weber empfinden wir zuerst noch da und dort eine Sprengung von Form und Geist des uralten Epos. Diese Empfindung ist nicht schmerzlich — Webers Dichtung ist zu schön! — aber gibt es nicht Verschiebungen im literatur- und kulturgeschichtlichen Bild? — Ach, über uns Pedanten! Als ob es notwendig wäre, Gymnasiasten eine neue „brauchbare" Übersetzung zu geben! Als ob der Doktorand seine Dissertation über jonisches Eherecht 1000 v. Chr. nach Weber zu bearbeiten hätte! Als ob Weber ein Wolff wäre und Prolegomena statt der Dichtung, Steine statt Brot geben wollte!

Über dieses Problem „Quellen und Treue" möchten wir wohl ein Buch schreiben; Schriftleiter und Verleger erziehen aber zur Pflege des Telegrammstils. Ihnen verdanke es der Leser, wenn wir Lob und Bedenken in Antithesen fassen:

Homer	Weber
Naiv	Sentimentalisch
Episch	Dramatisch
Plastisch	Musikalisch
Hexameter	Kurzvers mit häufigem Stabreim
Griechisch	Deutsch.

Zwei, drei Beispiele:

Wenn wir im IV. Gesang der Helena nach dem Krieg und ihrem Abenteuer mit Paris wieder in Sparta beim ersten Gemahl begegnen, möchten wir alle statt der ausführlichen Aufzählung von Geschenken, der Schilderung vom Zubereiten des leckeren Mahles u. dergl. lieber mehr vom Denken der wiedervereinigten Gatten vernehmen. Der alte Dichter läßt Helena nur sagen: ... „es hatte mein Herz sich gewandt schon, wiederzukehren heimwärts; und ich beseufzte das Unheil, das Aphrodite gab, da sie dorthin mich von dem heimischen Lande geführet ..." Weber aber gibt in wenigen Zeilen das Seelendrama der Verführung durch Aphrodite und Paris. Wo Homer nur daran denkt, Helenas äußere Erscheinung zu schildern (sie ist immer noch „Artemis gleich an Gestalt"), heißt sie beim modernen Dichter „die treulos sich selber Getreue, die schuldig-unschuldige Schöne".

Gab es für den Hellenen des Altertums keine psychologischen Rätsel oder übersieht und verschweigt er sie? Weber hebt sie hervor!

Wie Odysseus die Schatten, so erweckt Weber Gestalten und Ereignisse erst zu blutvollem Leben. Man lese das Abenteuer beim Windgott und die Landung am Gestade Kirkes. Herrlich die Erkennung des Städtezerstörers bei den Phäaken! „Der Ilions Feste gestürzt hat, jener Odysseus — ich bins!" Stolz des Erzählers, Jubel des Alkinoos, Emporzucken Nausikaas, Staunen der Gäste — hat das alles uns nicht im Epos bitter gefehlt? Homer verschweigt es. Und wie selten sind heute die Leser, die sich Muße nehmen und Übung gewinnen, auch das Schweigen eines Dichters auszufüllen und die leise angetönten Leitmotive zu vernehmen!

Telemachos ist am Hofe Nestors eingekehrt. Die jüngste Königstochter, die „reizende" (eine wichtige Nuance! denn „kalé" des Originals heißt sonst die „schöne") Polykaste bereitet dem Sohn des Odysseus das labende Bad und hilft ihm mit geschäftiger Anmut, bis er rein gespült und erfrischt in den Saal schreitet. Der Epiker macht sich keine weitern Gedanken, verfehlt aber nicht, uns nun vom Mahl zu erzählen. Statt dessen gibt Weber zwei kurze Zeilen: „Polykaste sah in sachte erwachender Sehnsucht dem Scheidenden nach". — So kommen uns Menschen nahe. Ein mögliches Drama ist angedeutet, die Saite einer neuen Dichtung berührt. Erwidert Telemachos die Neigung Polykastes? Wird er einst aus Ithaka wiederkehren? Gibt es eine Verschwägerung der beiden Königshäuser, eine auch politisch bedeutsame Vereinigung von Insel- und Festlandgriechen?

Wir Heutigen ersehnen einen Ausdruck der Gefühle und einen Widerhall. Sei es, daß wir mehr fühlen als die Alten, oder sei es, daß wir jenes Echos bedürfen, weil wir, an Technik überreich, Bettler wahren Lebens sind im Vergleich mit jenen göttlichen Sauhirten. Oder sollte der gewaltige Unterschied bloß auf ruinierten Nerven beruhen?

Der Leser urteile selbst! Wir bedauern jeden, der die deutsche Odyssee nicht sein eigen nennt. Früher hatten wir mit Vorliebe die Irrfahrten und Abenteuer des Dulders gelesen, während wir Telemachie und Freiergeschichte fast nur als Rahmenerzählung mitnahmen. Gerade auch diese gewinnt bei Weber reichstes Leben. Möge seine herrliche Odyssee die einem echten Volksbuch geziemende Verbreitung finden! Wir sehnen uns nach Webers Ilias. Karl Alfons Meyer.

Der deutsche Mensch des Barock.

Adolf Feulner, **Der deutsche Mensch des Barock** (Der Deutsche Mensch, 5 Vorträge, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin, 1935).

Nicht nur eine der großartigsten, auch eine der rätselhaftesten Erscheinungen der deutschen Geschichte ist die Kunst des XVIII. Jahrhunderts. Denn es ist in der Tat merkwürdig, wie zu einer Zeit, in der der italienische und der französische Barock sich bereits erschöpft und überlebt hatten, in Deutschland ein gerade-

zu märchenhafter kultureller Aufstieg einsetzte, der überall die letzten Möglichkeiten aus den barocken Gedanken herausholte und die damalige Kunst zu einer ungeahnten Höhe emporführte.

In einer bei der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart-Berlin erschienenen Vortragsfolge „Der deutsche Mensch" hat nun Adolf Feulner einen Beitrag geliefert, der diese Zeit behandelt und der über eine bloße Beschreibung des Formcharakters der damals entstandenen Denkmäler weit hinausgeht; er leuchtet in die Strömungen und Kräfte hinein, die hinter diesen Werken stehen und die das großartige Aufblühen der damaligen deutschen Kunst bewirkt haben. Dabei muß man ihm aber Dank wissen, daß er nicht wie manche Historiker der Versuchung zum Opfer gefallen ist, auf Kosten der Wahrheit und Wirklichkeit die historischen Vorgänge zu vereinfachen und alles auf einen Nenner zurückzuführen; er gibt daher keine Konstruktion, kein Wunschbild, ja nicht einmal eine in gelehrten Ausdrücken sich bewegende wissenschaftliche Analyse, sondern — was in diesem Falle das Allerschwerste war — einen schlichten „Bericht".

So führt er einen in die ungeheuren Spannungen hinein, die das Wesen dieser aufgewühlten Zeit ausmachen; er deckt die religiösen, höfischen und allgemein menschlichen Strömungen auf, die neben einander bestehen, gegen einander kämpfen, in einander fließen. „Auf diesem Unterbau von weltdurchdrungener Religiösität und verkirchlichter Weltlichkeit, aus dieser Dynamik verstärkter Spannungen von Gott und Welt, von Geist und Sinnlichkeit, aus der bewegten Atmosphäre religiöser Propaganda und nationaler Expansion ist die Kunst emporgewachsen, die man Barock nennt. Sie hat den heißen Atem dieser aufgewühlten Zeit". So lernen wir zunächst die von starken religiösen Kräften unterbaute Struktur des Absolutismus kennen, der besonders in der früheren Zeit einer der wichtigsten Träger der barocken Gedankenwelt war. Wir sehen, wie auch die geistlichen Kurfürsten und Fürstbischöfe, die reichsunmittelbaren Klöster und die Trabanten des Hofes von den gleichen Ideen erfaßt werden und wie dagegen im Protestantismus die starken Gefühle dieser Zeit in die Tiefe des Worts und in die Musik abströmen.

Wohl selten ist in so klarer Weise wie in dieser Arbeit die Begegnung der barocken Ideen mit der eindringenden Aufklärung beleuchtet worden. Wir sehen, wie der aus England, Frankreich und Holland langsam bei dem abseits stehenden Bürgertum einsickernde freiheitliche, antihöfische und antiklerikale Geist nur langsam und zögernd in Deutschland Aufnahme findet, wie er aber doch zu einer Art Nivellierung des gigantischen Übermenschentums führt und wie er sogar die religiösen Strömungen leise streift: der barocke Pessimismus wird dadurch zu lichter Gottesfreude emporgehoben und die Spannungen zwischen Geist und Sinnlichkeit werden ausgeglichen. Durch diese Wandlung der religiösen Kräfte aber wird die letzte und höchste Steigerung der barocken Gedanken im Kirchenbau der Rokokozeit ausgelöst, bei dem das frühere Pathos objektiver Pracht durch das Erlebnis subjektiver, freudig jauchzender Seligkeit ersetzt wird. So kommt es dazu, daß die Körperlichkeit der Raumteile und ihre Kontraste aufgelöst werden, daß die festen Raumgrenzen dahinfallen und das Trennende zwischen Architektur, Plastik und Malerei aufgehoben wird; es entstehen nun jene Kirchenräume, bei denen man in verschwebende und unmerklich in einander übergehende Raumformen sieht, bei denen zentrale und longitudinale Gedanken in einander wogen.

Besonders wertvoll für das Verständnis der Barockkunst sind in der vorliegenden Arbeit auch die Hinweise auf die teilweise starke Angleichung an manche Elemente der mittelalterlichen Gedankenwelt. Das Wiederaufleben der Mystik, die aus purem Idealismus betriebene Bautätigkeit, die an spätgotische Hallenkirchen erinnernde Vorliebe für breit gelassene Weite — dies alles zeigt deutlich die Wiederaufnahme älterer Gedanken, die aber durch die Renaissance hindurchgegangen sind.

Das sind nur ein paar Hinweise auf den reichen Inhalt der vorliegenden Arbeit; aber das Gesagte dürfte genügen, um zu zeigen, daß der Verfasser in seiner wirklich glänzenden Darstellung vor den Formproblemen nicht Halt macht, sondern tiefer dringt und die geistigen Kräfte aufdeckt, die hinter den Stilformen stehen und die uns erst den Schlüssel zu ihrem Verständnis geben.

S. Guyer.

Hölderlin und die Schweiz.

Wilhelm Böhm: Hölderlin und die Schweiz (Der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", Band 81). Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld und Leipzig.

Der kurze Aufenthalt Hölderlins in der Schweiz — er war während einiger Monate des Jahres 1801 Hauslehrer in Hauptwil bei St. Gallen — ist insofern von besonderer Bedeutung, als in dieser Zeit noch eine letzte freudige Aufhellung des Dichters vor seiner letzten und endgültigen Verdunkelung erfolgte. Das Leben in der Frühlingsnatur des schönen Voralpenlandes, das Erlebnis der nahe aufragenden Alpen, welches Hölderlin neu war und seiner Natur viel zu sagen haben mußte, die Umgebung von sympathischen und gediegenen Menschen — das alles schenkte ihm einen letzten Waffenstillstand mit seinem Schicksal, einen freundlichen Blick der scheidenden Sonne, der ihn noch zu einigen lösenden Einsichten in die schwere Problematik seines Seins durchdringen ließ — wenngleich es zu spät war, um diese Lösungen praktisch noch fruchtbar zu machen. Ganz besonders schön und wichtig ist in dieser Hinsicht ein Brief, den Hölderlin von Hauptwil an den Kaufmann Landauer in Stuttgart richtete, bei dem er zuvor Hauslehrer gewesen war. Es zeigt sich darin, wie in letzter Stunde noch von dem Dichter all die schweren Hemmungen seiner Natur, sein Trieb zu Selbstauslöschung und Verdemütigung für einen Augenblick abfallen und ihm sich in schwungvollen Wendungen ein neues Ideal von Kraft, Freiheit und Leben darstellt, das in seiner Zusammenfügung mit christlichen Hochzielen so recht in der Linie der damaligen deutschen Geistesbewegung lag. Hölderlin schreibt da:

„Teurer Freund! Ich habe mich lange mit Täuschungen getragen, die andern und mir zur Last und vor dem Herrn des Lebens und vor meinem Schutzgeist eine Schande gewesen sind. Ich meinte immer, um in Frieden mit der Welt zu leben, um die Menschen zu lieben und die heilige Natur mit wahren Augen anzusehen, müsse ich mich beugen, und, um andern etwas zu sein, die eigene Freiheit verlieren. Ich fühle es endlich, nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe; es hat mich überrascht in Augenblicken, wo ich völlig rein und frei mich wieder umsah. Je sicherer der Mensch in sich und je gesammelter in seinem besten Leben er ist und je leichter er sich aus untergeordneten Stimmungen in die eigentliche wieder zurückschwingt, umso heller und umfassender muß auch sein Auge sein, und Herz haben wird er für alles, was ihm leicht und schwer und groß und lieb ist in dieser Welt."

Der Verfasser der letzten großen Hölderlin-Monographie, Wilhelm Böhm, hat im vorliegenden Bändchen alles zusammengestellt, was an Gedichten und Briefen Hölderlins irgendwie eine Beziehung zur Schweiz aufweist, dankenswerter Weise auch noch Gedichte von Zeitgenossen zugefügt, die sich auf die Schweiz beziehen und Hölderlin irgendwie beeinflußt haben könnten, so die bekannte Elegie „An mein Vaterland", welche Johann Gaudenz von Salis-Seewis 1785 in Paris schrieb. Leider ist des Herausgebers Einleitung zum vorliegenden Bande infolge des stellenweise etwas befremdlichen Stiles teilweise nicht ganz leicht lesbar. Wir wollen für unsere Beschwerde einige Beispiele geben: „Kann diese Steilheit der Entwicklung nicht lediglich als ein ästhetisches Phänomen bezeichnet werden, so auch nicht als ein so ethisch seinsmäßiges, daß erst seit 1801 von Hölderlin als einem Propheten gesprochen werden darf, der sich des tödlichen Ernsts des Lebens mehr als andere bewußt gewesen sei, und daß, wer diese Erkenntnis nicht teilt, als ein „Als-Ob-Mensch" abgetan werden muß." Oder: „Dieses Gefühl vom Jetzt wird in wachsendem Maße nunmehr inbrünstig vorgetragen, sodaß seine (Hölderlins) Aussagen über neue Erkenntnisse und Erlebnisse der Tatsache entgegenstehen, daß eben diese Erkenntnisse und Erlebnisse bereits während seiner ganzen bisherigen Entwicklung den Kern seines Lebens ausmachten." Schließlich: „Nicht minder einseitig wertete Norbert von Hellingrath nach seiner Erschließung vielen kostbaren Materials aus dem Nachlaß die im Schatten des Wahnsinns entstandene unheimlich großartige späte Hymnik des die heranziehenden Dämonen verzweifelt bekämpfenden Dichters!" — Besonders störend ist die nachlässige Art, wie Böhm, wenn er einmal den Namen Hölderlin geschrieben hat, dann seitenlang mit „er" und „sein" sich darauf bezieht, auch wenn so und so viele andere Bezugsmöglich-

keiten masculini generis dazwischen gestanden haben. Hier ein Beispiel für Böhms saloppes Beziehen der Fürwörter: „In den Anfängen Hölderlins dürfte Rousseaus Einfluß als Schriftsteller weniger nachhaltig gewesen sein als der des Ruhmes, der ihm als Zeitgenosse voranging." Frage: Wer ist „der" und wer ist „ihm", und wer ist dessen „Zeitgenosse"? E. Brock.

Prinz Eugen.

Rupert von Schumacher: Prinz Eugen. Edwin Runge-Verlag, Berlin 1935.

Mit einigem Recht darf man sich fragen, ob der zweihundertste Todestag des Prinzen Eugen (21. April 1736) für die Schweiz soviel Bedeutung besitzt, daß es sich lohnt, auf eine der Gestalt des großen kaiserlichen Heerführers gewidmeten Schrift hinzuweisen. Vielleicht doch. Und zwar nicht so sehr um einiger historischer Reminiszenzen willen, die angesichts der Abkunft des Prinzen nicht einer gewissen Delikatesse entbehren, sondern weil mit ihm ein paar Probleme, die noch heute Europa in Atem halten, zum ersten Mal ihre klare Ausprägung erhalten haben.

Da ist vor allem die Organisierung des Donauraums. Prinz Eugen darf ja trotz der nationalen Erregung, die seine Siege in ganz Deutschland entfachten, als der eigentliche Schöpfer der österreichisch-ungarischen Monarchie gelten. Er hat Habsburgs Macht so nach Osten ausgeweitet — v. Schumacher spricht allzu leichtherzig vom Deutschwerden Ungarns, Siebenbürgens, Slawoniens —, daß sie nun für zwei Jahrhunderte zu einem in sich selbst ruhenden und mit dem Reich kaum mehr identifizierbaren politischen Körper wurde. Der deutschen Kultur im Südosten waren damit zwar gewaltige Chancen gegeben, die Prinz Eugen auch bewußt gefördert hat; doch ist der Befreiungsakt von den Türken und die Westwendung des Landes östlich der Raab zugleich auch der Beginn einer Entwicklung, die sich später gegen das Deutschtum wandte.

Nachdem seit Friedrich Naumann die Südostpolitik des Reiches das Steckenpferd einer Reihe deutscher Politiker geworden ist und diese Tendenz unserem Kontinent voraussichtlich noch einige unruhige Stunden bereiten dürfte, lohnt es sich schon um dessentwillen, sich mit dem ersten bewußten Verfechter einer deutschen Südostwendung in der Geschichte zu befassen.

Prinz Eugen hat weiter gewisse Grundgesetze der modernen europäischen Politik klar erkannt, so die notwendige Doppeltheit der Politik der Seemächte und die der Kontinentalstaaten und die Maxime einer Nichtvermengung beider verfochten. England blieb damit während des Spanischen Erbfolgekrieges dem Reich verpflichtet. Er hat ferner sehr klar die mögliche Stellung Rußlands in einem in Bündnisse aufgespalteten Europa gesehen und mit seiner Empfehlung eines Bündnisses Österreich, Preußen, Rußland nicht nur die Heilige Allianz vorweggenommen, sondern auch die Politik Bismarcks, die dann zum Unheil des Reiches verlassen wurde. Man könnte die Linie bis in unsere Tage fortsetzen.

Schließlich ist Eugen durchaus beteiligt an der eigenartigen kulturellen Prägung Österreichs, die einem Kulturraum ihr Wesen verdankt, dessen Brennpunkte viel weiter östlich und viel weiter westlich liegen als der gemeindeutsche sich spannt.

Das Schriftchen von Schumacher steht natürlich unter dem Zeichen des Obertitels einer Sammlung „Deutsche Führer zum Osten". Indes ist die Form der politisch-historischen Information sauber. Sie stellt in recht glücklicher Weise die Gestalt des Prinzen Eugen in die europäische Gesamtkonstellation um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert. Äußerungen, die an die „deutsch-französische Erbfeindschaft" erinnern, fehlen zwar nicht. Doch werden sie mit Mäßigung gebraucht. Leider kommt die Deutung der kulturellen Rolle Eugens nicht so zu ihrem Recht, wie es zum Verständnis mancher Züge eines Großraums wichtig wäre. Gerade hierüber ließe sich viel Wichtiges und in die Zukunft Weisendes sagen und zwar nicht nur über ihn als Bauherrn und Verschönerer Wiens, sondern z. B. auch über seine eigenartige Haltung gegenüber den Protestanten, die sich wiederum in seinem Verhältnis zu Ungarn auswirkt u. a. m. Aber wenn auch solche abrundenden und manches von der späteren Problematik gerade des Donauraumes erklärenden Tatsachen zu kurz kommen, so bleibt die Schrift trotz einiger Konzessionen an die deutsche Gegenwart als allgemeine Informationsquelle dennoch durchaus brauchbar.

Hans v. Berlepsch-Valendas.

Besprochene Bücher.

Fischer, Otto: Kunst des fernen Ostens. 15 Farbtafeln alter Meister: Iris-Verlag, Bern.

Weber, Leopold: „Die Odyssee Deutsch"; mit 10 Abb. 1936, Callwey & O. Oldenbourg, München.

Feulner, Adolf: Der deutsche Mensch des Barock (Der Deutsche Mensch, 5 Vorträge); 1935, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Böhm, Wilhelm: Hölderlin und die Schweiz (Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" Band 81); Verlag Huber & Cie. Frauenfeld und Leipzig.

von Schumacher, Rupert: Prinz Eugen; 1935, Edwin Runge-Verlag, Berlin.

Bücher-Eingänge.

Burg, Anna: Der heimliche Garten. Gedichte. Verlag Benteli A.-G., Bern-Leipzig, 1936. 87 Seiten. Preis: Fr. 4.—.

Endres, Franz Carl: Sittliche Grundlagen menschlicher Beziehungen. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1936. 116 Seiten. Preis: Fr. 2.50.

Denkschrift über die Lage der evangelischen Kirche in Österreich und die Verletzung der Bestimmungen des Friedensvertrages von St. Germain zum Schutze der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Eine Darstellung der Gegenreformation in Neu-Österreich. Anhand amtlicher Erklärungen und Dokumente dargestellt und herausgegeben von Dr. K. Aebi, Dr. Th. Bertheau, Dr. H. Glarner, Dr. E. Geyer, Rud. Grob. Verlag Nauck & Cie., Zürich. 176 Seiten. Preis: Fr. 6.—.

Steffen, Albert: Friedenstragödie. In fünf Akten. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach, 1936. 146 Seiten. Preis: Fr. 4.—.

Humm, Dr. Bruno: Volksschule und Gesellschaft im Kanton Zürich. Die geschichtliche Entwicklung ihrer Wechselbeziehung von der Regeneration bis zur Gegenwart. Buchdruckerei Dr. J. Weiß, Affoltern am Albis, 1936. 207 Seiten.

Hobbes, Thomas: Leviathan oder von Materie, Form und Gewalt des kirchlichen und bürgerlichen Staates. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1936. 370 Seiten. Preis Fr. 6.—.

Aus dem Inhalt des Mai-Heftes:

Gustav Däniker: Bereitschaft znr Landesverteidigung. — **Jann v. Sprecher:** Bemerkungen zu den Wahlen in Frankreich. — **Hans v. Berlepsch-Valendas:** Das Schicksal deutschen Geistes. — **Franz Winkler:** Prinz Eugen / Soldat und Staatsmann (Zum 200-jährigen Todestag). — **Fritz Bürki:** Staat und politische Beeinflussung von außen. Was die Geschichte lehrt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.